

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1943)

Heft: 1

Artikel: Professor und Dekan Georg Sprecher : 1813-1854

Autor: Hartmann, B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-397177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.

GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

— ◀ ERSCHEINT JEDEN MONAT ▶ —

Professor und Dekan Georg Sprecher

1813—1854

Von Prof. B. Hartmann, Schiers

Die Geschichte der reformierten Kirche Graubündens während der letzten zweihundert Jahre ist noch nicht geschrieben worden. Wohl hat uns Dekan Dr. J. R. Truog zum 400jährigen Bestehen der evangelisch-rätischen Synode eine sehr wertvolle Denkschrift geschenkt, die aber durch ihren Zweck räumlich beschränkt wurde und vor allem eines sich nicht gestatten konnte: Das Eingehen auf inneres und äußeres Werden einzelner Prädikanten. Und doch ist's ja eben dies, was oft einer späteren Zeit mehr sagt als die Entstehung und der Wandel der kirchlichen Institutionen. Wir erleben dabei, wie sich die Zeit im Geistesleben eines Einzelnen spiegelte und welchen Kampf es kosten konnte, bis einer das wurde, was er seiner Kirche und den Zeitgenossen gewesen ist. Leider kommt man oft zu spät, um überhaupt noch tiefer zu erkennen, was einer war. Nur ausnahmsweise hat ein Bündner Prädikant früherer Zeit eine nennenswerte literarische Tätigkeit entfaltet. Sein Briefwechsel aber verschwindet rasch und geht, wie derjenige Daniel Willis, unter mit dem Aussterben seiner Familie. Sind aber Briefe und handschriftlicher Nachlaß erhalten geblieben, wie das für Georg Sprecher gilt, ist es am Platz, den Augenblick nicht ungenützt verstreichen zu lassen. Endlich aber darf der Verfasser des folgenden Lebensbildes erwähnen, daß ihn seine

Studien über die theologischen Strömungen im Graubünden des beginnenden 19. Jahrhunderts auf Sprecher führten, zunächst allerdings auf dessen Lehrer, Prof. Otto Carisch. Es galt, den Spuren Schleiermachers in unserem Land nachzugehen und die Wirkungen dieses Vermittlungstheologen festzustellen, nicht ohne einen Seitenblick auf die heutige kirchliche Lage. Es ist aber erlaubt, in einer von beiden Konfessionen gelesenen Monatsschrift von einem Prädikanten zu erzählen, in dessen Nachlaß uns stets taktvolle Zurückhaltung gegenüber der anderen Konfession begegnet ist.

Jugend und Mittelschulzeit

Der am 18. Mai 1813 in Davos geborene Georg Sprecher war ein Sprecher von Bernegg, d. h. ein Nachkomme jenes Fluri Sprecher, Landammann von Davos, der 1582 als Abgesandter der III Bünde in Paris durch König Heinrich III. in den Adelsstand erhoben worden war. Aber er gehörte zur sog. jüngern Linie der Familie, die darauf verzichtete, im diplomatischen wie militärischen Dienst hervorzutreten, und deshalb auf das Adelsprädikat geringeren Wert legte. Seiner Herkunft blieb man sich übrigens wohl bewußt. Das beweist der Umstand, daß, als Gorg schon am zweiten Tag seines Lebens in der Kirche St. Johann durch den Antistes P. v. Valär getauft wurde, unter den Taufzeugen an erster Stelle der Commissari Anton Hercules v. Sprecher genannt wird. Der war damals das hochangesehene Familienhaupt und residierte bald im Seehof zu Davos-Dorf und bald in Grüşch. (Da die vorbildliche Pietät der Familie auch einige Taufgeschenke bis in die Gegenwart erhalten hat, mögen sie genannt sein. Da war zunächst eine Quartkanne mit Namen und Geburtsjahr und sodann ein Georgstaler, endlich aber das 16-fs-Goldstück, das in jenem Jahr 1813 aus Calandagold geprägt worden war.) Auch Georg Sprechers nächsten Vorfahren fehlte übrigens das Gewicht in ihrem Hochgericht nicht. Der Großvater war Podestat gewesen, und der Vater zählte als Landschaftsstatthalter zu den höchsten Davoser Magistraten. Im übrigen ging er allerdings auf im Bauerntum mit seinen Sorgen, die in der Zeit der napoleonischen Kriege nicht gering waren. So erklärt sich seine Abneigung gegen den Schulbildungshunger seines Ältesten von vier Kindern, der zur Welt kam, als der Vater bereits die Fünfzig überschritten hatte.

Über Georg Sprechers Knabenjahre erfahren wir wenig. Doch ist aus dem späteren Briefwechsel mit der Mutter, Elsbeth, geb. Alder, einer Appenzellerin, jedoch in Parpan aufgewachsen, zu erkennen, daß das Familienverhältnis ein inniges war. Auch den Vater nennt Sprecher in seinem curriculum vitae vor der Synode von 1838, das wir stets wieder zitieren dürfen, einen trefflichen Mann (optimus). Es ist somit nicht anzunehmen, daß der 13 $\frac{1}{2}$ -jährige Knabe nur dem äußeren Zwang gehorchend im Jahre 1826 als Konditorlehrling in die Fremde zog. Es war damals keine Seltenheit in Graubünden, daß sogar noch Jüngere fern von der Heimat in eine Berufslehre gesteckt wurden. So kam der übrigens noch nicht konfirmierte Knabe nach Brescia im einstigen venetianischen, damals aber österreichischen Gebiet. Das Einzige, was wir aus dieser Konditorzeit erfahren, ist um so zuverlässiger, da wir es durch Sprecher selbst vernehmen in der Beschreibung seiner 18tägigen Italienreise, die er 1851 machte. Da heißt es: „Brescia, 3 Uhr Nachmittags. So bin ich denn nach 23 Jahren wieder in dieser Stadt, die mir durch zwei harte, aber nichts destoweniger vielleicht wohltätige Jahre meines Kindheitsalters in schmerzlicher, doch unvergeßlicher Erinnerung bleibt. Ja, stets wird mir die Stadt wichtig, ja ich möchte sagen heilig sein; denn die Erinnerungen, die mich an dieselbe knüpfen, gehören meiner Kindheit an. So oft habe ich mich seither hierhergeträumt, und kaum durfte ich erwarten, sie wieder zu betreten.“ Mit Spannung durchheilt er die Gassen und steht entrüstet still vor den noch nicht vernarbten Verwüstungen, die der österreichische General Haynau 1848 mit seinem Strafgericht in der abtrünnigen Stadt angerichtet hatte.

Was den Knaben nach zwei Jahren (1828) veranlaßte, seine Lehrstelle aufzugeben, wissen wir nicht. Sein lebenslang zum Schwernehmen neigendes Wesen mochte dem Druck des Heimwehs nicht länger widerstanden haben. Auch das erfahren wir nicht, ob ihn damals seine Füße bis in die Davoser Heimat zurücktragen durften. Genug – im Winter 1828/29 finden wir ihn in Poschiavo, und im Curriculum vitae heißt es, daß ihn sein Vater dorthin zur Erlernung der italienischen Sprache geschickt habe.

Hier besuchte Sprecher die scuola riformata, die wenige Jahre zuvor durch Prof. Otto Carisch neu organisiert worden war und mit ihren Oberklassen den Rang einer Realschule beanspruchte.

Carisch war 1825 von Chur weg einer Berufung an die Pfarrei Poschiavo gefolgt, und von ihm ist Sprecher zu Ostern 1829 konfirmiert worden. Über Pfarrer Carischs Religions- und Konfirmandenunterricht sind wir durch dessen handschriftliche Autobiographie ziemlich im klaren. Wohl stand dieser bedeutende Schulmann noch nicht am Ende seiner theologischen Entwicklung, doch hatte er bereits entscheidende Eindrücke durch Schleiermacher, den großen Berliner Theologen, empfangen. Den eigentlichen Rationalismus lehnte er ab, nicht minder aber jede dogmatische Starrheit. Auf emsiger Suche nach neuen Lehrmitteln für den Religionsunterricht arbeitete er bereits an seiner italienischen Übersetzung der biblischen Geschichten J. P. Hebels und des Katechismus des gleichen Dichters und Prälaten. Es war ein sehr wesentlich gedämpfter und korrigierter Rationalismus, volkstümliches, von der menschlichen Erfahrung her gedachtes, stark mit Moral durchsetztes Christentum. Das entsprach ganz dem Wesen Carischs, dem alles daran lag, die christliche Lehre ins Leben einzustellen und sie ohne jede Polemik von drückenden Dogmen zu entlasten. Wir nehmen gewiß mit Recht an, daß diese vermittelnde Richtung bei dem stark verstandesmäßig gearteten Sprecher Widerhall fand. Zwar hat er selbst sich nicht schriftlich darüber geäußert, ist aber ein gutes Jahrzehnt später ohne viele Worte der theologischen Gruppe Carischs beigetreten.

Wahrscheinlich ist, daß Otto Carisch auch der Mann war, Sprechers Verlangen nach höherer Bildung zu steigern, und der einstige Puschlaver Pfarrer mußte es sein, der nach Sprechers frühem Tod sich im Alpenboten 1854 über seinen Schüler äußerte, dieser habe bereits in der Schule in Poschiavo nicht nur Anlagen bewiesen, sondern auch Ernst und Wille, dieselben auszubilden. Der Ernst dieses Puschlaver Winters wurde übrigens für Sprecher gesteigert durch den im Dezember 1828 erfolgten Hinschied seines Vaters. Jetzt schrieb der Knabe jenen im curriculum vitae erwähnten Brief an die geistig lebendige Mutter, in dem er seine Weiterbildungswünsche auseinandersetzte, und diese hatte Selbstverleugnung genug, ihm für den Spätsommer 1829 den Eintritt in die Churer Kantonschule zu gestatten.

Unsere Landesschule war damals fünfklassig; doch war man sich bewußt, daß für Gymnasiasten diese kurze Vorbereitung auf die Universität nicht genügte, um so weniger, da viele mit recht geringer Vorbildung eintraten. Man mühte sich daher um die An-

gliederung einer sechsten Klasse, wagte aber zunächst nur, von einem überzähligen Halbjahr zu reden (vgl. P. C. Planta, Mein Lebensgang). Wenn Sprecher nun die Schule vom Herbst 1829 bis Januar 1834 besuchte, so ergibt dies knapp viereinhalb Jahre. Das erklärt sich zunächst so, daß er in die zweite Klasse aufgenommen worden war unter der Bedingung, den Lateinstoff der ersten nachzuholen, und dankbar gedenkt er des Professors A. H e r m a n n, eines Davosers, der ihm unentgeltlich nachgeholfen hatte. Der verfrühte Austritt (Januar statt Ostern 1834) ist auf Ursachen zurückzuführen, die wir nicht mehr genau durchschauen. Moralischer Art waren sie nicht. Eher ist an die wohlbekannte Mittelschulmüdigkeit zu denken, die den 21jährigen ergriffen haben mag. Dazu kam eine gewisse Spannung in seinem Verhältnis zu R e k t o r H o l d. Ein Maturitätszeugnis mußte ihm nun verweigert werden; doch tönt sein durch Hold gezeichnetes Abgangszeugnis ehrenvoll. Da heißt es, „daß Sprecher mehr ein Streben nach Kenntnissen als nach formaler Ausbildung, mehr verständige als gemütliche Auffassungsweise hervortreten ließ“ und sodann: „Seine sittliche Aufführung und sein verständiges Wesen verdienen Anerkennung. Die Kantonsschule entläßt ihn mit dem Wunsche, daß er, bevor er höhere wissenschaftliche Studien antritt, auf gymnasialem Bildungswege seinen guten Anlagen die wünschbare Durchbildung und Reife zuteil werden lasse“. Noch ein gutes halbes Jahr vorher hatte die Mutter aus sicherer Quelle erfahren, daß Hold dem jungen Sprecher sehr gewogen war und ihn unter die Ersten der Klasse zählte, und nun war's zum Bruch gekommen. Erziehertragik!

Aus Sprechers Kantonsschulzeit erführen wir wenig, wenn uns nicht der getreue Peter Conradin v. P l a n t a zu Hilfe käme. Zwar erzählt Herold in der Leichenrede, „daß ihn die Achtung seiner Lehrer und eine an Ehrfurcht grenzende Liebe seiner Mitschüler begleiteten“, Planta aber ist derjenige, der nach dem frühen Tod seines Freundes sich gedrungen fühlte, sein Bild für die Spätern festzuhalten. Und zwar tat er dies in zweifacher Art. Zuerst 1886 in einem Vortrag der Historisch-antiquarischen Gesellschaft (gedruckt in der theologischen Zeitschrift aus der Schweiz 1888) und sodann in seiner 1901 erschienenen Autobiographie „Mein Lebensgang“. Die anhaltende treue Freundschaft des hervorragenden Bündner Juristen, Historikers und Politikers (P. C. Planta saß nacheinander im National- und Ständerat) wäre allein schon ein

ehrendes Denkmal für Sprecher. Er schreibt als hochbetagter, lebensmüder Mann über den einstigen Klassengenossen: „Sprecher, der erst nachdem er als Konditor in Italien gewesen, die Studien begonnen hatte, war von hoher Statur. Die schöne Stirn verriet den tiefen Denker, die ernsten Züge auch den zur Melancholie sich neigenden Charakter. Seine Aufsätze waren von einer wuchtigen, mitunter sogar schwungreichen Gedankenfülle. Er stellte hohe Anforderungen an sich und erschwerte sich damit das Leben. So sagte er von mir, als er aus der Klasse kam, in welcher mein „Konradin“ gelesen worden war (P. C. Planta hat sich ja bis in seine alten Tage auch als Dichter versucht), er möchte sich eine Kugel durch den Kopf schießen, daß er nicht Ähnliches hervorzubringen vermöge. Und doch hatte er zu dieser Selbstquälerei nicht den geringsten Grund; denn seine Arbeiten waren ungleich gediegener als die meinen.“

Mit Planta gehörte Sprecher auch zur Churer Sektion des schweizerischen Zofingervereins, ja er muß in ihr eine prominente Stellung eingenommen haben, amtete er doch als Korrespondent mit den anderen Sektionen, zumal mit Zürich. Noch liegt der Entwurf eines Briefes vor, der wohl im Sommer 1833 geschrieben wurde. Da schreibt er: „Die Zofinger in Chur ihren Brüdern in Zürich Gruß und Handschlag. Freunde und Brüder!“ Er versichert die Zürcher Kommilitonen des treuen Festhaltens der Bündner am vaterländischen Geiste des Vereins. Dies sei auch der Fall, wenn diese nur ausnahmsweise an den Festen in der Bundesstadt Zofingen teilnähmen und es heiße, daß der Verein die Partei der Aristokraten ergreife.

Wie es nun um die tieferen Eindrücke bestellt war, die Sprecher von seinen Lehrern an der Kantonsschule mit sich nahm, ist so leicht nicht mehr zu sagen. Es gibt nur einen unter ihnen, über den er sich selbst, in reifen Mannesjahren, ausließ. Das geschah in dem 1848 begonnenen Merkbuch, das auch die norditalienische Reise von 1851 enthält. Es ist Joh. Friedr. v. Tschärner, der allseitig tätige Bündner Verkehrspolitiker, Abgeordneter zur Tagsatzung und eidgenössischer Kommissär im Konflikt zwischen Basel-Stadt und -Land. Dieser ungewöhnliche Mann hatte seine Kraft der aufstrebenden Landesschule in verschiedener Weise zur Verfügung gestellt, nicht nur als Schulrat, sondern auch als Lehrer. So unterrichtete er 1809–11 in Italienisch und Deutsch und sodann wieder von 1828 weg als Deutschlehrer und Dozent für

Rechtswissenschaft. Über ihn schreibt Sprecher einige Jahre nach seinem, 1844 erfolgten Tode: „Friedrich Tscharner möchte ich unseren bündnerischen Cicero nennen. Beides Männer von übersprudelnder Lebendigkeit, die sich besonders in unersättlicher Wißbegierde und in der lebendigsten Teilnahme an allen Zeiterscheinungen und vaterländischen Lebensfragen kundgibt. Beide als Staatsmänner mit dem redlichsten Willen erfüllt und von unermüdlicher, rastloser Tätigkeit, beide Choleriker genug, um an dem, was sie sich einmal vorgenommen, unerschütterlich festzuhalten. Aber dabei geht ihnen der große, freie, ruhige Blick in die Zukunft ab. Ein Mislingen, ein Hereinbrechen des Unglücks erfüllt sie mit den düstersten Ahnungen, mit den ängstlichsten Schreckbildern der Zukunft. So verzweifelt Cicero – so auch Tscharner bei den großen Bewegungen von 1815 und 1830.“ Und weiter: „Unser Tscharner, sprach er nicht vor dem Großen Rat, vor einer löblichen Obrigkeit von Chur, vor einem Publikum der Kantonsschule mit der Kraft und dem Feuer eines alten Römers! Zeichnet nicht unser Tscharner sich durch Gedankenfülle aus, die ihn freilich, wie einst Cicero, bei unwichtigen Dingen zu lange verweilen und weitschweifig werden läßt! Genug – für unsere bündnerische Geschichte ist Tscharner so wichtig wie Cicero für die römische. Kurz war seine politische Laufbahn, aber entscheidend eingreifend und inhaltsreicher als die manches ergrauten Staatsmannes. Und seine rege Teilnahme an allen Zeitfragen, seine Liebe zum Lande seiner Geburt und seines Wirkens erlosch nur mit dem Leben.“

„Unvergeßlich ist er mir als Lehrer. Er, der Mann mit dem eidgenössischen Namen, bereitete sich auf seine Vorträge im Kreise weniger, unreifer Jünglinge mit einer Gewissenhaftigkeit vor wie ein Perikles auf seine Staatsreden. Aber sein Unterricht war daher von dauerndem, bleibendem Eindruck, und die Stunden seines Unterrichts gehören zu den genußreichsten, anregendsten meines Jugendlebens.“

So hatte sich nach fünfundzwanzig Jahren der außerordentliche Eindruck wiederholt, den Joh. Friedr. v. Tscharner auf seinen Schüler Otto Carisch gemacht hatte. Diesem war er, wie wir aus der Autobiographie Carischs und aus einer stattlichen Reihe von Briefen wissen, recht eigentlich zum Erlebnis seiner Kantonschülerjahre geworden. Das gleiche wiederholte sich an Sprecher,

der allerdings, wie einst Carisch, schon nicht mehr im Knabenalter zu den Füßen Tscharners saß.

Von weiteren starken Eindrücken seiner Mittelschullehrer berichtet Sprecher nicht; doch muß hervorgehoben werden, daß er sich auch geringschätziger Bemerkungen enthält. Hold, der führende Lehrer der Gymnasialabteilung, ein anerkannt tüchtiger Philologe, war ihm zu weitschweifig und wohl auch seines autokratischen Wesens wegen unsympathisch. Die Lehrer des damals noch bestehenden theologischen Institutes, P. Kind und W. Schircks, lehnte er ab. Ihr orthodoxes, übrigens korrektes Festhalten an der Verbindlichkeit der helvetischen Konfession machte ihn kopfscheu. Vielleicht spukte unter älteren Schülern noch die Entlassung Prof. Karl Follens, wenn sie nun schon um ein Jahrzehnt zurücklag. Sprecher, damals übrigens noch nicht fest entschlossen, Theologie zu studieren, hatte angefangen, das Heil von der Philosophie zu erwarten, die er allerdings noch wenig kannte. Und dann ist auch nicht zu vergessen, daß die Julirevolution von 1830 eben erst überstanden, keineswegs aber überwunden war. Geistiger Führer Zwanzigjähriger zu sein, mochte in jenen Jahren jedem Verteidiger des Hergebrachten schwer und schwerer werden, wenschon unser Bündner Zeitungswesen erst angefangen hatte, ein politisches und weltanschauliches Gespräch zu werden.

Schön ist die Offenherzigkeit, mit der Sprecher 4 $\frac{1}{2}$ Jahre später in seinem Curriculum vitae ohne jede Rücksicht auf den Eindruck bei den Synodalen von seiner geistigen Verfassung beim Verlassen der Kantonsschule sprach: „Trotz meiner alten Liebe zum Studium schwankte ich aber noch längere Zeit hin und her, welchem Fach ich mich zuwenden sollte. Zwar schien mir der Gegenstand (res) der Theologie stets als der würdigste. Aber die Philosophie schien mir viel geeigneter als die Theologie, um die Wahrheit über die unsichtbaren Dinge zu erforschen (ad verum in rebus coelestibus). Da aber für das Studium der Philosophie mir die Mittel fehlten (vitae necessitas), beschloß ich endlich, mich dem Studium der Theologie zuzuwenden, die Philosophie aber nicht zu vernachlässigen.“

Damit haben wir nun aber bereits über die Gymnasialzeit hinausgegriffen; denn dieser Entschluß reifte langsam. Im Januar 1834 war Sprecher von der Kantonsschule nach Davos zurückgekehrt, kaum zur ganzen Freude der Mutter. In dem verklausulierten Abgangszeugnis Rektor Holds wurde, wie wir bereits

wissen, die Erwartung ausgesprochen, der Ungeduldige werde sich an einem anderen Gymnasium die völlige Universitätsreife erwerben. Nicht wenige Kantonsschüler, die Chur vorzeitig verließen, machten es so. Wir wissen von solchen, die nach Stuttgart oder Wetzlar gingen, und Sprechers Freund P. C. P l a n t a trat in die Thomasschule in Leipzig ein. Doch das waren Söhne vermöglicher Eltern. Sprecher wollte seiner Mutter die Mehrkosten nicht zumuten. Er blieb zunächst einige Monate zu Hause, und als er dann im April des gleichen Jahres nach München zog, scheint ihm noch weit weniger das Studium der Theologie, als die allgemeine, besonders auch altsprachliche Vorbildung vorge-schwebt zu haben. Ob er in der Zwischenzeit schon H e r d e r s Schriften vom Studium der Theologie und vom Predigtamt in die Hände bekam, erkennen wir nicht deutlich genug, halten es indes nicht für unwahrscheinlich. Später las er sie sicher.

Die Studienzeit

M ü n c h e n. Vier deutsche Universitäten, keine schweizerische, hat Sprecher besucht: München, Halle, Jena und Tübingen, und dazwischen kam ein Ferienaufenthalt in Berlin. Dieses Studium erstreckte sich über sieben Semester, während er damals noch seine Ausbildung für das Pfarramt am theologischen Institut in Chur in 2 $\frac{1}{2}$ Jahren hätte absolvieren können. Was er emsig suchte, war offenbar eine wissenschaftliche Schulung, die über das gewöhnliche Bündner Maß hinausging. Er spricht das auch deutlich aus im dritten Münchener Brief an die Mutter vom 6. Oktober 1834: „Ich habe Euch bisher nur von drei Jahren geredet, die ich an der Universität bleiben wollte. Mein Wunsch ist aber, vier Jahre zu bleiben. Ich hoffe so durch meine Kenntnisse den Anspruch auf eine höhere Wirksamkeit als die des Pfarrers zu erwerben.“ Wir stellen diesen recht selbstbewußten Ausspruch seiner ganzen Studienzeit voran. Er hat ihn zwar in einem späteren Brief etwas zurückgenommen, doch zeigt er deutlich das Wesen des Ein- und zwanzigjährigen: starker Wissens- und Erkenntnisdrang und dazu ein Quantum Ehrgeiz, endlich aber eine gewisse Distanzierung vom Pfarramt, die uns auch später noch gelegentlich etwas befremdet.

Dennoch ging er nach München durchaus mit dem Blick auf die Theologie, obschon er im Curriculum vitae deutlich sagt, daß er in diesem Sommersemester Philologie und Philosophie studiert

habe. Wenn er schon nach einem halben Jahr sein dortiges Studium abbrach, so begründete er es selbst damit, daß München nicht der geeignete Ort sei, um ein Studium der protestantischen Theologie vorzubereiten (7. August 1934). Im gleichen Brief an die Mutter schreibt er sodann: „Ich bedaure keinen Augenblick, nicht länger in Chur geblieben zu sein; denn was mir noch mangelt an Reife für die Universität, glaube ich hier schneller und gründlicher erlernen zu können“, und dann weiter: „Ihr dürft Euch wegen der Weissagungen unseres Dir. Hold durchaus keine Sorgen machen.“

Da Sprecher ohne Maturitätsausweis war, konnte er in München offenbar nicht immatrikuliert werden. Wir erfahren aber aus den Briefen an die Mutter, daß er bei Siber Experimentalphysik hörte, bei Thiersch Tacitus und Geschichte der lateinischen Literatur, bei Schubert Naturgeschichte der Tiere sowie Anthropologie und Psychologie und endlich Neue Geschichte bei Goerres. Aber nichts kam dem Eindruck gleich, den der Philosoph Schelling auf ihn machte. Darüber berichtet er an die Mutter: „Es kommt ihm wohl in ganz Deutschland an Tiefsinn und Scharfsinn keiner gleich. Ich höre seine Philosophie der Mythologie, und wenn mich irgend etwas in Versuchung bringen könnte, auch noch ein künftiges Halbjahr hier zu bleiben, so wäre es mein Wunsch, auch noch seine Philosophie der Offenbarung und des Christentums hören ... wenn ich mir nur schmeicheln könnte, seinen Vortrag in seiner ganzen Tiefe zu erfassen!“ Noch in Halle war Sprecher voll von dem, was er durch Schelling empfangen zu haben meinte (siehe P. C. Planta, Mein Lebensgang), doch war der Eindruck des Naturphilosophen auf den Studenten im ersten Fuxensemester bei weitem nicht klar genug, um sein Denken auf die Dauer zu bestimmen. Ein bengalisches Feuerwerk, das in sich selbst zusammenfallen mußte.

Das wichtigste Studierenerlebnis in München hat sich Sprecher nun allerdings selbst geschaffen. Das war das Eindringen in die hebräische Sprache. An der Churer Kantonsschule war dieses Fach auch für künftige Theologen noch nicht vorhanden, doch erörterte man bereits seine Wünschbarkeit, und 1837 wurde es als fakultatives Fach eingeführt, während das Obligatorium für Theologen erst von 1862 datiert. Sprecher mag auch nach dieser Richtung Anregung durch Herders Schriften (siehe oben) empfangen haben. Im Oktober 1834 schreibt er noch von München

aus an Mutter und Schwestern: „Ich habe hier in 1½ Monaten durch Privatstunden so viel Hebräisch gelernt, als in Chur Griechisch in zwei Jahren. Von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr habe ich, ein paar Stunden ausgenommen, ununterbrochen über dem Hebräisch gesessen. Ihr könnt mir glauben, meine Theuern, wie selig mir diese Zeit vorübergegangen ist. Ich bin vergnügt gewesen wie noch nie. Ich kann durchaus nicht begreifen, warum man in Chur auf diese Sprache gar keinen Wert legt. Noch nie habe ich, aus den besten Übersetzungen nicht, die Schönheiten der Bibel so tief gefühlt wie jetzt beim eigenen Übersetzen. In Halle – wohin er von München aus gehen will – werde ich nun beim größten Hebräer unserer Zeit, bei G e s e n i u s , Gelegenheit haben, auch Exegese des Alten Testaments zu hören.“ Nachweislich in München noch kaufte sich Sprecher ein Merkbuch, und in ihm begegnen wir zum erstenmal ganz deutlich den Spuren H e r d e r s in dem Zitat aus dem ersten der Briefe über das Studium der Theologie: „Menschlich muß man die Bibel lesen; denn sie ist ein Buch durch Menschen für Menschen geschrieben. . . . Sie können also sicher glauben, je humaner im besten Sinne des Wortes Sie das Wort Gottes lesen, desto näher kommen Sie dem Zwecke des Urhebers, der die Menschen zu seinem Bilde schuf und in allen Werken und Wohltaten, wo er sich uns als Gott zeigt, für uns menschlich handelt.“ Auffallend und vielleicht für Sprechers damalige innere Verfassung bezeichnend ist, daß er die Anfangsworte der Stelle wegläßt, die heißen: „Es bleibt dabei, mein Lieber, das beste Studium der Gottesgelehrtheit ist die Bibel.“ Das mochte den in Schelling Befangenen zunächst noch etwas zu fremd anmuten.

Halle. Unterdessen – es war Spätherbst geworden – hatte das Semester neu begonnen. Sprecher trat es in Halle an. Über Leipzig war er dorthin gereist, wohl wissend, daß er in der Pleissestadt Bündner Freunde finden würde, vornean den Juristen P. C. P l a n t a und den Philologen S c h ä l l i b a u m , den späteren Churer Rektor. Er widersteht aber der Versuchung, in Leipzig zu überwintern; denn nun will er in die Theologie hinein und besonders, wie wir bereits wissen, in die alttestamentliche Wissenschaft. Zwei Leuchten ziehen ihn wohl besonders an, G e s e n i u s fürs Alte Testament, T h o l u c k für Neues Testament und systematische Theologie; der erste ein Mann von großer Gelehrsamkeit, doch noch Epigone des Rationalismus, Tholuck aber der

glänzende Vertreter der Erweckungstheologie. Die Stadt Halle selbst ist reizlos, doch berichtet der erste Brief an die Mutter, daß 800 Studenten anwesend seien, für damals eine große Zahl, darunter 500 Theologen. (Die Gesamtzahl der Studenten in Basel betrug gleichzeitig nicht mehr als 50.)

Bis Ostern 1836, d. h. drei Semester, hat Sprecher hier studiert. Am studentischen Übermut mag er wenig Anteil genommen haben, schon mit Rücksicht auf die beschränkten Barmittel seiner Familie. Von hier liegt neben der Matrikel auch die Exmatrikel noch vor und bekundet den Besuch folgender Kollegien: bei Wegscheider Apostelgeschichte, bei Gesenius biblische Archäologie, Hiob und die Psalmen, bei Tholuck theologische Enzyklopädie und Korintherbriefe, bei Roediger die kleinen Propheten und chaldäische Grammatik, bei Ullmann Kirchengeschichte I. Teil und Dogmengeschichte, bei Daehne Synopsis, und endlich als Nebenfächer: Einleitung in die Philosophie bei Gerlach und Geschichte des Mittelalters bei Leo. Auf das „ausgezeichnet fleißig“, das fast bei allen Kollegien beigeschrieben ist, gibt ein ehemaliger Student deutscher Universitäten nicht allzuviel. Doch verdient Professor Leos Bemerkung „mit angestrenzter Aufmerksamkeit“ Erwähnung. Sprecher saß also beim feurigen Heinrich Leo regelmäßig, wohl auf der vordersten Bank. Die Leidenschaft des Geschichtsstudiums, die ihn dann sein Leben lang nicht mehr losließ, war also schon damals aufgebrochen. Endlich aber bemerkt die Exmatrikel gnädig, daß Sprecher der Teilnahme an verbotenen Studentenverbindungen nicht verdächtig geworden sei.

Daß er in Halle in allererster Linie eifrig sein geliebtes Hebräisch betrieb, bedeutet für uns keine Überraschung mehr. Dieses Spezialstudium versetzt ihn auf die Dauer in die glücklichste Stimmung, und nach Verlauf eines Jahres schreibt er an die Mutter: „Im Hebräischen besitze ich soviel Kenntnisse, daß ich mündlicher Nachhilfe nicht mehr bedarf, selbst wenn der Anlaß kommen sollte, hierin als Lehrer aufzutreten. Ich traue mir beinahe zu, der gelehrte Hebräer unter den Bündnern zu sein, was freilich nicht viel sagen will, da diese Sprache in Graubünden so ganz bis jetzt vernachlässigt worden ist.“

Sein Gesamturteil über Halle lautet nach einigen Monaten seines Dortseins: „Ich bin der Überzeugung, daß ich nirgends besser als hier Theologie studieren könnte.“ Er preist seine Dozenten — übrigens bis zuletzt —, und neben Gesenius und Tho-

luck ist es der Kirchenhistoriker Ullmann, der ihn stark anzieht, der übrigens auch als Systematiker einen Namen hatte und später scharf gegen David Friedrich Strauß und Feuerbach aufgetreten ist. Man rechnet ihn zu der Gruppe der Vermittlungstheologen, die, meist durch Schleiermacher beeinflusst, eine Durchdringung schlichten biblischen Glaubens mit der Gottesgabe des wissenschaftlichen Geistes erstrebten. Was man jedoch in Sprechers Briefen vermißt, ist eine eingehendere Würdigung Tholucks. Er schreibt, daß er ihn seiner persönlichen Nahbarkeit wegen und als ausgezeichneten Prediger schätze. Das Stadium von Sprechers theologischer Entwicklung während der Hallenser Semester läßt sich aus einem Brief erraten, den er, allerdings erst am 29. August 1836, von Jena aus an seine Mutter schrieb, wo es heißt: „Ich bitte Euch, meiner Zweifel wegen ohne Sorge zu sein. Selbst Tholuck in Halle, der sonst doch äußerst streng in seinen Ansichten ist und selbst unduldsam, hat erklärt, daß nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft ein Zeitpunkt des Zweifels unvermeidlich sei.“ Von einem ausschlaggebenden Einfluß Tholucks auf Sprecher kann nicht geredet werden, und die Überreste des einstigen Halleischen Pietismus erwähnt er kaum. A. H. Franckes und seines berühmten Waisenhauses wird nicht gedacht. Wohl aber meint man zu spüren, daß er die eigentliche Lösung seiner Zweifel und Bedenken immer noch von der Philosophie erwartete. Sie aber findet er, bei aller Achtung vor Billroth, in Halle ungenügend vertreten und sehnt sich daher immer mehr nach Jena, wo er in Fries und Reinhold das Vermißte zu finden hofft.

Eigenartig, fast rührend ist sein Verhältnis zum Hallenser Historiker Heinrich Leo. Er empfindet ihn als eine eigentliche Wohltat und schreibt über ihn: „Er ist von den Männern, die bisher meine Lehrer waren, derjenige, der am meisten Talent besitzt, Schelling ausgenommen. Da ich Lust zur Philosophie habe, ziehen mich seine Vorlesungen außerordentlich an. Und weil er eben Gegenstände philosophisch behandelt, die im engeren Sinne nicht in das Gebiet der Philosophie gehören, so erfahre ich eben, wie wichtig eine gründliche philosophische Bildung auch für jede andere Wissenschaft ist, oder vielmehr, daß keine Wissenschaft möglich ist ohne Philosophie.“ Das war Leo, der berühmte „Löwe von Halle“, wie man ihn etwa nannte, einst eifriger Turner und Burschenschafter, politisch und religiös liberal. Das Älterwerden hatte zwar sein Feuer nicht ausgelöscht, aber sein Herz geändert.

Jetzt war er ein Kämpfer gegen die radikalen „Hegeling“ geworden und vertrat die konservativen Elemente der Hegelschen Philosophie. Dabei war er nun bekenntnistreuer, überzeugter Christ. Es ist schade, daß wir seinen eifrigen Schüler Sprecher nicht mehr fragen können, was ihn im einzelnen so stark zu diesem Mann hinzog. Wir werden uns aber öfter an dieses Hallenser Erlebnis zurückerinnern, wenn wir später Sprechers Zurückhaltung gegenüber dem schweizerischen Radikalismus und den auflösenden Nachwirkungen Hegels begegnen.

Das ist die Hallenser Zeit Sprechers, wobei nicht zu vergessen ist, daß es sich dabei um die drei ersten theologischen Semester handelte. Unrichtig ist's nicht, aber doch stark in der Verkürzung gesehen, wenn P. C. Planta, der ihn im Winter 1835/36 von Leipzig aus besuchte, in seiner oben zitierten Autobiographie von ihm schreibt: „Nun befand er sich in vollem theologischem Zwiespalt. In Halle wollte er sowohl Tholuck, als Vertreter des Supernaturalismus, als auch Gesenius und Wegscheider, die zu den Rationalisten zählten, auf sich einwirken lassen in der Hoffnung, sich über die von ihm einzuschlagende Richtung desto eher klar zu werden. Da ihm dies nicht gelang, wandte er sich später nach Jena, wo Hase und Baumgarten-Crusius eine vermittelnde Stellung einnahmen.“

Für die Übersiedelung nach Jena nennt übrigens Sprecher selbst in einem Brief vom 21. Dezember 1835 noch einen ganz anderen Grund: „In Jena würde ich auch eine größere Zahl von Bündnern treffen. So fände ich auch den Umgang mit Mitstudierenden. Und gerade die Gabe des Umgangs mit Mitstudierenden vermisse ich bisher an mir.“ Und schließlich spricht er die rührende Hoffnung aus, in der etwas südlicher gelegenen Stadt seinen lieben Angehörigen etwas näher zu sein.

Die Seinen, die ihn nun zwei volle Jahre nicht mehr gesehen hatten, ängsteten sich um sein seelisches und leibliches Wohlergehen, aber auch aus anderen Gründen. Es war ja die Zeit des drakonischen Vorgehens in Deutschland gegen politisch verdächtige Studenten. 1833 war in Berlin der 23jährige Student Fritz Reuter als hochverräterisches Mitglied einer verbotenen Burschenschaft verhaftet worden, und 1836 brachte ihm das Todesurteil, das dann allerdings in dreißigjährige Festungshaft umgewandelt wurde. Und anderen ging's nicht viel besser, so daß man's wohl versteht, wenn man sich in Davos erzählte, auch die Schweizer

würden aufs Korn genommen. Sprecher tröstete die ängstlichen Seinen schon im Jahre 1834 mit der Bemerkung, es handle sich nur um allgemeine Überwachung, die fast lächerliche Formen annehme. „Es scheint, der König habe nur seinen eigenen Landeskindern die Ehre zugedacht, sie mitten aus ihren Studien und Lebenshoffnungen herauszureißen und jahrelang für eine unbedachte Äußerung durch Kerkerhaft büßen zu lassen.“ Er konnte von Glück reden, daß ihn die Briefzensur nicht erreichte.

Ehe nun Sprecher weiterreiste, brachte er noch die Osterferien in Berlin zu. Was ihn da besonders anzog, waren die Kunstschätze der Plastikensammlung und des Nationalmuseums. Auch hier, wie im Studium des Hebräischen, drängte er über das hinaus, was zur damaligen Durchschnittsbildung des Bündner Pfarrers gehörte.

Jena. Leider geben die noch vorhandenen Briefe recht wenig Auskunft über das Jenenser Jahr (Ostern 1836 bis 1837). Die Exmatrikel ist daher, wenn auch als dürftige Quelle, willkommen. Sie verzeichnet für das Sommersemester Dogmatik bei Baumgarten-Crusius, der von den neuen religiösen und philosophischen Bewegungen nicht unberührt war, sowie Kollegien über den Römer- und Galaterbrief bei Meier, und im folgenden Wintersemester Biblische Theologie bei Baumgarten, sowie Erkenntnistheorie und Metaphysik bei Reinhold. Nach einer Briefnotiz muß er im Sommersemester auch (wohl ein Publicekolleg) bei J. Fr. Fries gehört haben, dessen philosophische Gedanken bis in unser Jahrhundert herüberwirkten. Halbkantianer und Geistesverwandter Schleiermachers, stand dieser Gelehrte damals schon im siebenten Lebensjahrzehnt, und leider scheint der immer noch stark rationalistisch gerichtete Sprecher ihn nicht erfaßt zu haben. Zwar kaufte er sich sein berühmtes Buch „Wissen, Glauben und Ahndung“, nicht wissend, daß es ein Jahrhundert später ein freudiger Fund seines Biographen würde. Um so mehr sagte ihm nun Baumgarten zu, der leichter verständliche, und sodann Reinhold, „der sehr freundlich und zuvorkommend ist, wenn man ihn besucht“. Was wieder, wie in Halle, etwas peinlich auffällt, ist Sprechers Schweigen über den Eindruck der neutestamentlichen Wissenschaft. Trotz der Bemerkung P. C. Plantas begegnen wir unter den namhaft gemachten Dozenten Carl Hase nicht, der doch seit 1830 in Jena las. Dieser hatte seine Genialität als Kirchenhistoriker allerdings damals noch nicht entwickelt. Er wäre

wohl imstande gewesen, den für die Historie besonders begabten Sprecher von seinen rationalistischen Hemmungen zu befreien durch den Hinweis auf die großen Wirklichkeitskräfte der christlichen Kirchengeschichte, und ihn in engere Verbindung mit den Reformatoren zu bringen.

Die hebräischen Studien unterbrach er kaum, äußert er doch im Dezember 1836 den Plan, als Hebräischlehrer an die Churer Kantonsschule zu kommen, „trotzdem im vorigen Jahr der Antrag, unsere Theologen im Hebräischen auszubilden, zurückgewiesen worden war“. Nur ungern habe er in der Sache an Prof. P. Kind geschrieben, da dessen Gegner an der Schule, mit denen Sprecher offenbar sympathisiert, meinen möchten, er habe sich nun auch theologisch auf die Seite Kinds geschlagen. Er würde also, falls er an die Kantonsschule käme, in den ärgerlichen Streit zwischen Supranaturalisten und Rationalisten hineingezogen. „Dies Verhältnis wäre mir aber sehr zuwider, wenn ich wirklich mit meiner Überzeugung mich der einen oder anderen Partei angeschlossen hätte, weil ich sehe, daß die Parteiung in Chur zu nichts Besserem als zu persönlicher Feindschaft führt, und müßte mir um so mehr zuwider sein, da ich noch zu keiner bestimmten religiösen Partei gehöre, noch als dazu gehörend gelten will.“ Für den Fall, daß er wirklich eine derartige Fachlehrerstelle für Hebräisch in Aussicht hätte, bittet er die Mutter im gleichen Brief, ihm noch die Mittel für ein Jahr darzureichen zum Studium an einer schweizerischen Universität.

Im übrigen rechnet er durchaus mit dem Abschluß seiner theologischen Studien im Frühling 1837; denn auch wenn man ihm das Münchener Semester nicht anrechne, hätte er alsdann das vorgeschriebene Minimum von fünf theologischen Semestern. Und am 29. Dezember 1836 schreibt er an die Seinen in Davos: „Ich versichere Euch, daß ich dem Schluß meiner akademischen Studien nicht mit dem geringsten Mißvergnügen, sondern mit der größten Freude entgesehe.“

Diese Bereitschaft veranlaßt uns auch, von einer Auseinandersetzung Notiz zu nehmen, der wir im Brief an die Mutter vom August 1836 begegnen. Ein geliebter Oheim war gestorben und hatte ihn sterbend noch grüßen lassen, offenbar mit der Mahnung, nicht zu vergessen, daß das wissenschaftliche Studium allein noch nicht den wirklichen Pfarrer mache. Darauf hatte Sprecher geantwortet: „Ich stimme mit dem Oheim überein, daß die Religion

nicht durch wissenschaftliche Forschung zu erreichen ist. Das religiöse Gefühl muß vorangehen, und dies war auch von jeher die Ansicht der meisten und größten Theologen. Allein der Wissenschaft bleibt doch immer noch die große Aufgabe, sich klar zu machen, was eigentlich im Gefühle der Menschen liegt und was in den verschiedenen Religionen, die vor uns liegen, sich wirklich als das Bedürfnis der Menschen geltend macht. Und gewiß, gerade das Studium der christlichen Religion auf der einen Seite und der menschlichen Natur auf der andern Seite, also das Studium der Theologie und der Philosophie, ist für den christlichen Religionslehrer unentbehrlich.“

So weit war Sprecher wohl schon in Halle, nun aber erst recht in Jena gekommen, daß die Philosophie nicht mehr die unbedingte Führung für ihn hatte. Aber von einer theologischen Reife kann kaum geredet werden, was nach fünf theologischen Semestern auch nicht zu erwarten ist.

Im übrigen ist von Jena zu sagen, daß er hier offenbar etwas stärkeren Anteil nahm am studentischen Zusammenleben. Hier auch kauft er sich ein *liber amicorum* (auch etwa Stammbuch genannt), dessen Freundeseintragungen aus der Jenenser Zeit zwar noch etwas spärlich sind. Da erscheinen J. Scherrer, Ambrosius Schreiber, Bernhard Fels, Carl Pestalozzi, J. J. Rietmann, alles Schweizer Studenten. Endlich aber atmet man fast ein wenig auf bei der Bemerkung in der Exmatrikel: „Wir bezeugen, daß er sich den akademischen Gesetzen gemäß und wohlgesittet betragen habe, abgesehen von einer achttägigen Karzerstrafe, welche wegen Beleidigung eines andern Studenten im Monat Dezember ihn getroffen.“

So kehrte er im Frühling 1837 nach dreijährigem, ununterbrochenem Fernbleiben nach Hause zurück, wohl mit der Absicht, sich im Juni um die Aufnahme in die Synode zu bewerben; aber es kam anders.

Tübingen. Wahrscheinlich hat Sprecher schon kurze Zeit nach der Heimkehr seine erste Predigt gehalten, und zwar wohl in Davos. Sicher wissen wir, daß er am 27. Mai 1837 vom evangelischen Kirchenrat (Präsident P. Kind) die Predigterlaubnis erhielt nach der damaligen Formel „die *licentia concionandi prae-sente ministro*, oder, wo dies nicht möglich ist, indem Sie zuvor demselben (*minister* bedeutet der Ortspfarrer) Ihre Predigt vorlegen“. So war es geschehen „auf gestelltes Gesuch“. Um die Zu-

lassung zum Synodalexamen hat er sich indes nicht beworben. Es geschah kaum aus Angst, nicht genügend vorbereitet zu sein, und ebensowenig aus Sorge, noch keine Pfarrei zu erhalten, da eben in jenen dreißiger und den beginnenden vierziger Jahren Graubünden Pfarrermangel hatte. Auch P. C. P l a n t a hat in seinem früher genannten Vortrag vor der Historisch-antiquarischen Gesellschaft schwerlich das Richtige getroffen, wenn er sagt, daß das Erscheinen von David Friedrich S t r a u ß ' Leben Jesu ihn neuerdings stark aus dem inneren Gleichgewicht gebracht habe. Das aufsehenerregende Buch war schon 1835 erschienen und von dem geistig so lebendigen Sprecher wohl längst beachtet worden. Viel wahrscheinlicher ist, daß er seine Unfertigkeit in dogmatischen Dingen fühlte. Nicht die, welche viel studiert haben, steigen am leichtesten auf die Kanzel, sondern die anderen. Wir folgen daher, wo es sich um diesen Punkt handelt, wohl am besten seinem Curriculum vitae und bedenken dabei, daß Sprecher nicht der Mann war, der einen schweren inneren Konflikt einfach verschwiegen hätte. Dort sagt er: „Die Früchte, die mir dieses andauernde Studium (in München, Halle und Jena) gebracht, könnte ich zur Stunde nicht leicht nennen. Denn die sehr berühmten Männer, deren Ruf mich an die Universitäten gezogen hatte, vermochten nicht die Zweifel zu zerstreuen, die mich um die Wahrheit der christlichen Religion quälten, weil der Glaube behandelt wurde als eine Angelegenheit, die mit Beweisen (argumentis) gestützt werden müßte, also als Sache der wissenschaftlichen Erkenntnis (res cognoscendi). Da begann ich im vergangenen Sommer den Schriften S c h l e i e r m a c h e r s meine Aufmerksamkeit zu widmen, auf deren Studium ich in meinem letzten Semester in Tübingen großen Fleiß wandte.“

Für die Mutter mag es zwar eine gelinde Enttäuschung gewesen sein, daß der Sohn noch nicht ins Amt trat, aber ihr Vertrauen in ihn wurde nicht erschüttert. Auffallen mag es, daß dieser nun nach Tübingen, in die Höhle des Löwen, ging, wo die Baurische Schule ihren Sitz hatte und D. Fr. S t r a u ß das Tagesgespräch sein mußte. Doch mochte er aus dem Vorlesungsverzeichnis wissen, daß dort ein Privatdozent L a n d e r e r (der spätere Professor) über S c h l e i e r m a c h e r s Glaubenslehre las. Leider liegen aus Tübingen nur wenige und kurze Berichte an seine Angehörigen vor mit Ausnahme der Beschreibung seiner Ausreise, die für unseren Zweck nicht in Betracht fällt. Wir sind so wieder

einmal auf die Exmatrikel angewiesen (vom 24. März 1838), die bezeugt, daß er Moral sowie Homiletik und Katechetik bei Prof. Schmidt, Symbolik bei F. Christ. B a u r und Schleiermachersche Glaubenslehre beim Repetenten Landerer gehört habe. Daß er auch ein gutes Bild (Stahlstich) von D. Fr. Strauß nach Hause brachte, gestattet noch keinen Schluß auf seine Stellung zu diesem Theologen, mit dem er sich laut einem seiner Merkbücher recht kritisch auseinandersetzte.

Dem studentischen Verkehr scheint er wie in Jena so auch hier zum eigenen Nutzen nicht aus dem Wege gegangen zu sein. Das liber amicorum weist Schweizer Namen auf wie Alex. Anderwert, F. Xaver Suter, Bach, Schürch, Altherr von Speicher, Peter Anton Wickart von Zug. Schließlich sei die Eintragung des Churer Bürgers Philipp Schaf, stud. theol., geb. 1819, erwähnt. Es ist der, welcher sich später als Gelehrter Schaff geschrieben hat, unter Sprechers Studiengenossen wahrscheinlich der Begabteste. Er habilitierte sich in der Folgezeit an der Berliner Universität und beschloß sein Leben als sehr geschätzter evangelischer Kirchenhistoriker an der Universität Mercersburg (Pennsylvanien). Sprecher, der um sechs Jahre Ältere, hat ihm offenbar imponiert, so daß er ihm ins Stammbuch schrieb: „Zu wünschen habe ich Dir nichts, weil ich überzeugt bin, daß Du auf dem betretenen Grunde treu und gewissenhaft fortbauen und Dich Deines hohen, wichtigen Berufs würdig zeigen wirst und eben deswegen der Segen Gottes und alles wahrhaft Wünschenswerte von selbst Dir auf dem Fuße folgen muß. Darum zum Abschied die Bitte: Gedenke, da Du nun H i r t e sein wirst, getreu des S c h a f e s , das Dir manche süße Stunde, manche angenehme Erinnerung verdankt und Dir ewig in aufrichtiger Freundschaft anhängen wird.“

Ende Juni 1838 präsentierte sich Sprecher der E v a n g e - l i s c h - r ä t i s c h e n Synode zur Prüfung und Aufnahme, und zwar in V i c o s o p r a n o . Wir beschließen das Kapitel über seine Studien mit den letzten Sätzen seines dort in lateinischer Sprache vorgetragenen, nun schon öfters angeführten Lebenslaufes: „Welchen Gewinn ich aber aus den Schriften S c h l e i e r m a c h e r s zur Verbesserung und Befestigung meiner Theologie zog, ist nicht leicht mit wenig Worten auszusprechen. Vor allem erkannte ich von Tag zu Tag mehr, daß der christliche Glaube nicht eine Sache des Verstandes sei, daß dem Menschen eine gewisse Macht des Gefühles innewohne (facultatem sentiendi), welche nicht nur das

fromme Erfassen Gottes, sondern auch Christi als unseres Erlösers von den Sünden bewirkt. Daß auch nicht die Theologie geeignet sei, uns die Wahrheit finden zu lassen, sondern daß sie nur das dem Geist und Verstand verdeutliche (*patefacere*), was in der Macht des Gefühls in gleicher Weise den Gelehrten und Ungelehrten eingegeben ist. Jetzt erst wurde mir ganz klar, daß auch die Philosophie, die doch allein auf den Verstand abstellt, nicht zu derjenigen Gewißheit der himmlischen Dinge führen kann, welche die Kraft eines frommen Lebens ausmacht. — Wenn ich nun die Zeit meines vergangenen Lebens durchgehe, kann ich nicht anders als der gnädigen Führung Gottes von Herzen dankbar sein, die mir den Weg aufgetan hat zu dem Lebensberuf, für den ich mit Geist und Gemüt am meisten Anlage zu haben glaubte.“

Über die Synode von *Vicosoprano* schrieb Sprecher einige Wochen später an seine Schwester, Frau Wolf in Petersburg: „Es wurden alle Pfarrer von den guten Leuten während ihres acht-tägigen Aufenthalts sehr gut und völlig unentgeltlich bewirtet. Ich logierte bei einem ehemaligen Mitschüler und guten Freunde, der mich schon vor der Ankunft eingeladen. Wir waren vier Kandidaten, von denen einer wegen zu freier Ansichten vorläufig zurückgewiesen wurde. Das Examen war nicht eben streng.“

Wir aber möchten beifügen, daß der Leser die Darstellung von Sprechers Studiengang nicht zu sehr nach dem beurteilen möge, was nicht drin zu finden ist. Es sind ja auffallende Lücken. Warum so wenig vom Lehrbegriff des Alten und besonders auch des Neuen Testaments? Warum das Schweigen über den Eindruck der paulinischen Briefe und der Reformatoren? Und wir könnten daneben noch eine Reihe von anderen Fragen stellen. Einiges beantwortet die Zeit, der Sprecher angehörte, anderes aber die Beschaffenheit unserer Quellen, die eben bis dahin weit überwiegend Familienbriefe waren, nicht die Korrespondenz mit einem Fachgenossen oder gar einläßliche autobiographische Aufzeichnungen. Hätte nicht große Pietät sie sorgsam gefaltet ein Jahrhundert lang aufbewahrt, stünden wir weit ärmer da und könnten, wie in so vielen Fällen, wenig mehr bieten als kahle, unpersönliche Daten.

(Schluß folgt.)